

# WEIMARER BEITRÄGE

ZEITSCHRIFT FÜR LITERATURWISSENSCHAFT, ÄSTHETIK  
UND KULTURWISSENSCHAFTEN

3

2008

*54. Jahrgang*

Herausgegeben von *Peter Engelmann* (Wien)  
gemeinsam mit *Wendelin Schmidt-Dengler* (Wien) und *Michael Franz* (Berlin)  
Redaktion *Karla Kliche*

**Passagen Verlag**

Schriften und Korrespondenzen deutsch-jüdischer Autoren gewinnen in diesem Buch eine sorgfältige Lesart. Auf diesem Weg studiert das Buch die unterschiedlichen Interpretationen der Theokratie als politische Lehre und entdeckt die Differenzen, die zwischen Benjamin, Scholem, Buber und Bloch walteten. Die methodologische Struktur dieser Studie ist die Synthesis. Der Autor beherrscht vorzüglich die Materialien seines Forschungsfelds und diskutiert ausführlich sowohl die Primärschriften als auch die Sekundärliteratur. Er bringt verschiedene Lesarten zu einer komparatistischen Betrachtung und zur »Aufhebung«. Einige der Abschweifungen und Hintergrundbeschreibungen des Buches sind aber zu lang und unterbrechen damit die Haupthandlung. An einigen Stellen wäre es produktiver gewesen, mehr von Benjamins und Scholems eigenen Schriften in einer Art von »close readings« in die Diskussion zu bringen und den Spuren der theo-politischen Thesen zu folgen, die Benjamins Literaturkritik und Scholems Wissenschaft der Kabbala prägten. Damit hätte der Autor einige Fragen, wie zum Beispiel die Frage nach der theo-politischen Bedeutung der »Dialektik im Stillstand« in Benjamins Schriften oder die Fragwürdigkeit des »Gottesnamens« als theo-politische Konstellation in Scholems Schreiben, konkreter behandelt, um die Horizonte und die Grenzen der theokratischen Anarchie zu deuten.

In allen Fällen bleibt aber das Buch sehr lehrreich. Es ist sehr gut geschrieben und bietet in jedem Kapitel spannende Lektüren. Das Buch von Gabriele Guerra ist ein ernster Beitrag. Es bereichert den Diskurs über den deutsch-jüdischen Modernismus und zeigt eine klare Perspektive über ein Denken, das schon damals zeitlos in der Zeit war.

*Galili Shahar*

## Leo Spitzers Briefe an Hugo Schuchardt

Hg. und eingeleitet  
von Bernhard Hurch

Unter editorischer Mitarbeit von  
Niklas Bender und Annemarie Müllner  
Verlag Walter de Gruyter,  
Berlin-New York 2006, 432 S.

»Ich wünsche nicht so sehr Vernichtung einzelner Briefe jetzt, sondern ich wäre dankbar, wenn meine Briefe an Sie, niemandem vererbt würden« (S. 316), schreibt Leo Spitzer (1887–1960) am 28. März 1924 an Hugo Schuchardt (1842–1927). Dieser Bitte eines der bedeutendsten Romanisten der Zwischen- bis Nachkriegszeit wurde zu unseren Gunsten ganz offenkundig nicht entsprochen. Spitzers Teil der Korrespondenz mit dem um vieles älteren und bereits seit 1900 pensionierten (emeritierten?) Fachkollegen ist jetzt zur Gänze veröffentlicht worden. Versehen mit einer umfangreichen Einleitung des verantwortlichen Herausgebers Bernhard Hurch, Sprachwissenschaftler und Spiritus rector des Grazer Hugo Schuchardt Archivs, bietet die Ausgabe der Briefe intime Einblicke in die Alltagsfreuden und -sorgen eines gebürtigen Wiener Juden, der um seinen Platz im deutschsprachigen Universitätswesen kämpft. Nicht zuletzt vermitteln die Briefe – Hurch hebt dies zu Recht und ausführlich in seinem Vorwort hervor (S. XXII–XXIX) – eine eingehendere Kenntnis des politischen Spitzer, der mit seinen linksliberalen Ansichten in der traditionell konservativen Romanistik eine Ausnahme darstellte.

Der 25jährige Privatdozent, dessen Wiener Lehrer Wilhelm Meyer-Lübke sich in kollegialer Gegnerschaft zu Schuchardt

befindet, nimmt die Korrespondenz mit dem »verehrten Herrn Hofrat« anlässlich dessen 70. Geburtstags im Februar 1912 auf: »Die Größten, die Geronten der Romanistenrepublik, nehmen heute das Wort, um Ihnen zu huldigen! Eigentlich müßte man etwa ein Meyer-Lübke sein, um Schuchardt gratulieren zu dürfen. Da ist es wohl eine Vermessenheit, wenn jener Meyer-Lübke-Schüler, der im heurigen Herbst eine genuefreiche Stunde bei Herrn Hofrat verlebte, in den Chor miteinstimmt – doch wer weiß nicht, daß ein Chor nicht nur durch die Qualität, sondern auch die Zahl der Stimmen eindrucksvoll wirkt, und so erlaubt sich denn ein schüchternes Stimmchen, aber mit nicht geringer Innigkeit Herrn Hofrat zum Festtage zu beglückwünschen.« (S. 3)

Spitzer hofft zu jener Zeit auf einen Ruf und leidet unter dem, was Victor Klemperer als »Privatdozentitis« bezeichnet hat.<sup>1</sup> Noch von Wien aus berichtet Spitzer, daß er »nicht mehr Privatdozent in Wien, sondern in Bonn« sei, wohin Meyer-Lübke 1915 gewechselt war (25. Juni 1917, S. 57). Sicherlich verfolgt er mit seiner Korrespondenz unter anderem das Ziel, sich der Gönnerschaft eines der bedeutendsten Sprachwissenschaftler und Romanisten seiner Zeit zu versichern, auch wenn dieser an der Besetzungspolitik jener Jahre nicht mehr maßgeblich mitgewirkt hat. So sind die Briefe anfänglich von Ehrerbietungen durchzogen, unter die sich aber bald die fortwährende Sorge um das körperliche Wohl des alten Mannes mischt. Ansonsten wird in diesen Briefen in nicht geringem Umfang gefachsimpelt, und zwar weniger über allgemeine sprachtheoretische oder methodische Fragen, für die Schuchardts Werk ja auch steht, sondern vor allem über etymologische Probleme. Was heute als Paradebeispiel erbsenzählerischer Sprachforschung erscheint, hatte für Spitzer ei-

nen ganz eigenen Charme: »Warum ich auch Etymologien mache? Weil ich gern diskutiere! Bei stilistischen Aufsätzen bleibt man vollkommen unwidersprochen, höchstens vornehm summarisch abgeurteilt. Die etymologische Forschung ist dagegen ein Tummelplatz erlesener Geister.« (9. Juni 1920, S. 157)

Über die Jahre werden somit jede Menge Schriften getauscht, Separata hin- und schwer zugängliche Zeitschriftennummern hergeschickt, verfaßt Spitzer in der Regel zustimmende bis euphorische Kurzkomentare zu Schuchardts Aufsätzen. Daß in zwölf Jahren reger wechselseitiger Korrespondenz jedoch kein Ruf an Spitzer ergeht, hängt damit zusammen, daß Spitzer ein Jude ist und seine fachliche Bewertung stets durch antisemitische Ressentiments kontaminiert wird. Erst am 23. Dezember 1924 erreicht ihn schließlich der Ruf nach Marburg, worüber er noch am Heiligabend Schuchardt berichtet. Die letzten Nachrichten Spitzers erreichen Schuchardt, unterdessen als »verehrter lieber Freund« adressiert, zu dessen 85. Geburtstag 1927. Am 21. April desselben Jahres stirbt Schuchardt.

Dem Leser offenbart sich in dieser Korrespondenz das wissenschaftliche Selbstverständnis eines außergewöhnlich begabten Sprach- und Literaturwissenschaftlers, der sein romanistisches Handwerkszeug bei dem positivistischen Sprachhistoriker Wilhelm Meyer-Lübke erlernte, aber schon für seine Dissertation über Wortschöpfungen Rabelais' die Literatur als Quellenmaterial entdeckt hatte. Getragen von der Überzeugung, daß die Untersuchung des kreativen Sprachgebrauchs Erkenntnisse über die Sprache im allgemeinen hervorbringt, entfernt sich Spitzer damit vom sprachwissenschaftlichen Paradigma der Junggrammatiker, wonach die Entwicklung von Spra-

chen wesentlich auf Lautgesetze zurückzuführen sei. Schuchardt, der sich demgegenüber für graduelle Übergänge und Mischungsphänomene interessierte, wird in Spitzers Briefen deshalb von Beginn an eine Gegenposition zum Junggrammatiker Meyer-Lübke zugewiesen; eine Rolle, die für die eher literaturwissenschaftlich orientierte Fachgeschichtsschreibung, wie der Herausgeber Hurch eingangs etwas säuerlich bemerkt, heute vor allem Karl Vossler (1872–1949) spielt. Vossler steht als prominentester Vertreter der Idealistischen Neuphilologie nicht nur für eine neue Richtung in der Romanistik, sondern genießt auch weit über die Fachgrenzen hinaus großes Ansehen und Einfluß.

Die lobende Charakterisierung von Schuchardts Arbeit dient Spitzer auch zur Reflexion seiner eigenen wissenschaftlichen Praxis, die sich zwischen positivistischen Detailstudien und idealistischen Synthesen bewegt: »Unsere ganze Wissenschaft, insofern sie Worte auf die Nadel speißt, ist ja wohl eine mikroskopische – und so ist wohl trotz Ihres weitreichenden, Ihres Riesenarbeitsgebiets doch auch von Mikroskopie bei Ihnen zu reden, aber Ihre ganze Persönlichkeit scheint mir eher umfassend auf das Große und Grobkzügige gerichtet als auf das Detail. ›Scheint – das ist ja der ewige drawback einer subjektiven Würdigung wissenschaftlicher Leistungen.« (4. August 1915, S. 17) In der Romanistik fühlt sich Spitzer nach eigenem Bekunden nicht zuhause, denn »die deutsche Wissenschaft, speziell die Linguistik, ist nicht philosophisch, denkerhaft orientiert, sondern erstickt im Materialismus des Kleinkrams.« (S. 31) Speziell an Schuchardt schätzt Spitzer, was er bei anderen seiner Zunft vermißt: »Wissenschaft und Kunst sind zwei verschiedene Dinge. Herr Hofrat gebieten über beide, Meyer-Lübke ist Nur-Wissenschaftler, Vossler Nur-Künstler.« (S. 79)

Die Zweifel an seinem Fach lassen die eigene Berufswahl auch nach seiner Übersiedlung nach Bonn noch als problematisch erscheinen: »Neulich bedauerte ich bei einer Kraus-Vorlesung, daß ich Romanist geworden bin – ich hätte der Gesellschaftskritik mich widmen müssen.« (8. Februar 1919, S. 112). Spitzer bezeichnet sich als »enfant terrible der Romanistik« (10. August 1919, S. 129) und beklagt sich über die Ablehnung, die ihm entgegenschlägt, da er Rezensionen schreibt (29. März 1921, S. 192): »Wie in so vielen Dingen bin ich ein ›Grenzler‹ mit allen Stärken und vor allem Schwächen eines solchen an der Grenze zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Idealismus und Skeptizismus, Deutschtum und Romanentum, Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte usw.« (24. Juni 1919, S. 126).

Spitzer erkennt in Schuchardts Arbeit ein Modell für die Analyse sprachlicher als *kultureller* Phänomene, das die etablierten Unterscheidungen in den Hintergrund treten läßt: »Was mich in Ihren Schriften vor allem fesselt, das ist, daß Sie von Ihrer Spezialwissenschaft aus zu einer Weltanschauung vordringen, das Einzelwissen immer nur als relativ kleine Sache gegenüber dem großen Hintergrund der Idee halten – übrigens etwas, was mich auch an Vossler fesselt und bei Meyer-Lübke fehlt. Diesen beiden aber fehlt es am richtigen Gleichgewicht zwischen Wissen und Weltanschauung; selbstverständlich sind sie in ihrer Gegensätzlichkeit sich doch darin gleich, daß sie, der eine den ›Idealismus‹, der andere den ›Positivismus‹ zu wenig schätzen. Bei Ihnen ist dagegen ein glücklicher Ausgleich vorhanden.« (29. März 1921, S. 191). Es muß an dieser Stelle kein Urteil darüber gefällt werden, ob Spitzer wirklich Schuchardt Vossler vorzieht – schwer denkbar, daß er derartiges in diesen Briefen formuliert hätte . . . Entscheidend ist, daß der ja

noch nicht in seiner Zunft etablierte Spitzer sich in Nachbarschaft sowohl zu Schuchardt wie auch mehr und mehr zu Vossler ansiedelt. Heißt es im November 1921 noch: »Ich leugne nicht, daß ich Vossler sehr liebe, als Gelehrten, wie als Menschen – daß ich aber über seine wirklichen Gefühle zu mir nicht klar bin« (22. Nov. 1921, S. 226), so sind seine Gefühle »geradezu schwärmerische geworden« (3. Sept. 1924, S. 342), nachdem dieser ihn in seinem Haus im österreichischen Pörschach besucht hat, wo er stets mit seiner Frau und später seinem Sohn die Semesterferien verbringt. Daß diese Filiation, die Spitzer wiederholt herstellt, offenbar auch von außen wahrgenommen wird, schreibt er nicht ohne Stolz: »Übrigens: neulich hatte in der Frkf. Ztg. jemand die geringe Fähigkeit zur ›Schau‹ bei den Linguisten beanstandet. Worauf ein F.D. [= F. Dörr?] antwortete, der Einsender kenne offenbar nicht die Arbeiten Schuchardts, Vosslers, Spitzers [in dieser Reihenfolge].« (30. März 1923, S. 286)

Herausragender Ausdruck von Spitzers Verehrung aber ist 1922 das *Hugo Schuchardt-Brevier: Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft*, das Spitzer als Festschrift und mit Hilfe der finanziellen Unterstützung einiger Schweizer Freunde zusammenstellt. Ziel des Breviers ist es, aus Schuchardts umfangreichem Werk eine kohärente Sprachtheorie zu destillieren. Während Schuchardt sich anfänglich von dem »Wunderwerk« (S. 245) ganz begeistert zeigt, kommt es in der Folge zu einer ganzen Reihe von Mäkeleien (unter anderem wegen einer Reihe von Druckfehlern), worauf Spitzer verstimmt reagiert. Am Ende dieses Briefwechsels, der von dem sowohl finanziell wie beruflich frustrierenden Warten auf eine Professur geprägt ist, erstaunt dann aber doch das explizite Resümee der Kränkungen, die er von Schuchardt hat hinnehmen müssen, und zu denen nicht

zuletzt Schuchardts Weigerung gehört, sich bei Besetzungsfragen aktiv für den jungen Kollegen einzusetzen. Schon früher bemerkte der Arbeitsuchende sarkastisch: »Es freut mich, daß Sie gelegentlich an mich denken. Daß Sie mir nicht helfen könnten, ist sicher nicht richtig« (8. Aug. 1923, S. 288). Und in einem weiteren Brief, dessen stilistische Qualität nicht nur Spitzers Lust an Sprache verdeutlicht, sondern in seiner barocken Modernität auch dem heutigen Leser Vergnügen verschafft: »Glauben Sie bitte nicht, daß ich mich etwa für die Arbeit am Brevier, die mich an sich erhoben und gefördert hat, durch positive Gegendienste bezahlt machen möchte, aber was mir bei Ihnen wie bei anderen älteren Gelehrten, die mich ›Freund‹ nennen, gelegentlich kränkt, ist eben dies Sich-Beschränken auf briefliche Wünsche, Lob, Vertröstung usw., das Nicht-auf-den-Tischhauen, das Ertragen der Ungerechtigkeit, das Sich-Bescheiden mit dem C'est comme ça, vor allem das Sich-nicht-Hineinversetzen in die Lage des anderen, unglücklicheren jüngeren Gelehrten.« (25. Aug. 1923, S. 292)

Diesem »Einfühlungs-Manco« (ebd.) mußte Spitzer auch in bezug auf religiöse Fragen begegnen. Denn ein berufliches Heimatgefühl bleibt bei Spitzer ja auch in Bonn nicht nur aufgrund seines Gefühls aus, fachlich als Außenseiter betrachtet zu werden, sondern auch wegen seiner jüdischen Herkunft. Diese spielt in seinen Briefen – anders als in den zu Lebzeiten publizierten Schriften – immer wieder eine zentrale Rolle. Dabei hatte Spitzer, wie so manche Wiener Juden seiner Generation, ein vergleichsweise distanzierteres Verhältnis zu seiner Religion: »Ich habe in meiner ganzen Kindheit keine jüdisch betonte Erziehung (etwa zum Zionismus) durchgemacht.« (S. 121). Doch für die Berufungspolitik in Österreich und der Weimarer

Republik spielt das keine Rolle: »mit dem Wachsen der Erkenntnis, wie aussichtslos in Österreich die wissenschaftliche Betätigung ist, wenn man einer race maudite angehört, wächst auch der persönliche Stolz, der Guensenstolz<sup>2</sup>, daß man eben »uninteressiert« und ohne Interesse zu finden arbeitet und auch weiter arbeiten wird – allen Perfidien zum Trotz.« (10. Jan. 1917, S. 33) So gesehen, erzielt aber auch der Umzug nach Bonn nicht die gewünschte Wirkung, klagt Spitzer fortdauernd über die finanziellen Schwierigkeiten, die seine Arbeit behindern. Immerhin: »In Bonn herrscht im allgemeinen den Juden gegenüber ein gesitteter Ton, der in Wien nicht zu finden war. Anrempelungen wie man sie in einem Wiener Hörsaal erleiden muß, gibt es hier nicht.« (18. Mai 1921, S. 202) Kurz nachdem Stresemann Reichskanzler wird, diagnostiziert Spitzer: »das Schweigen der maßgebenden Intellektuellen begünstigt Hitler.« (25. Aug. 1923, S. 294) Leider fehlen hier (wie auch andernorts) große Teile des Briefs, wodurch die Lektüre doch empfindlich gestört wird – offenbar ließ Spitzer sich seine sämtlichen Briefe an Schuchardt nach dessen Tod kommen und entfernte brenzlige Passagen, bevor er das Konvolut wieder nach Graz zurückschickte. Daß die Zeiten für Juden nicht besser wurden, war ihm nur zu deutlich bewußt: »Natürlich müssen die Juden doppeltes Leid ausbaden: in Berlin zieht man jüdisch aussehende Passanten bis auf die Unterhosen aus!« (8. Nov. 1923, S. 303) So erachtete er auch die schließlich erfolgte Berufung nach Marburg als wenig wahrscheinlich: »die Marburger Fakultät soll schrecklich antisemitisch sein« (S. 305).

Spitzer wird nur kurz in Marburg bleiben. 1930 wechselt er nach Köln, wo ihm der Lehrstuhl dann 1933 entzogen wird. Da die vorliegende Korrespondenz mit dem

Tod Schuchardts endet, erfahren wir in diesen Briefen über Spitzers Vertreibung aus Deutschland, das türkische Exil und die Übersiedlung in die USA leider nichts mehr aus erster Hand. Wie die Geschichte weitergeht, läßt sich aber beispielsweise in Frank-Rutger Hausmanns wissenschaftshistorischer Studie der Romanistik im Nationalsozialismus nachlesen oder in dem eher anekdotischen Buch Hans Ulrich Gumbrechts über die »großen Romanisten« – auch wenn der Herausgeber für letzteres wenig Sympathie hegt.<sup>3</sup> So stimmt denn auch Hurchs einleitende Bemerkung, daß Spitzer »im deutschen Sprachraum insgesamt relativ wenig bekannt« sei (S. VIII), nur bedingt: Für einen Romanisten ist er schließlich *sehr* bekannt. Diese Briefe, so bleibt zu wünschen, werden zusätzlich zu der Kenntnis von Spitzers Vita auch dessen programmatische Verbindung von Sprach- und Literaturwissenschaft im Geiste einer interdisziplinären Kulturforschung befördern. Denn diese bedeutet seine wahre Hinterlassenschaft.

Dirk Naguschewski

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. seinen Tagebucheintrag vom 10. August 1919, in: Viktor Klemperer: *Tagebücher 1918-1919*, hg. von Walter Nowojski und Christian Löser, Berlin 2000, S. 169.
- 2 Sic! Eventuell ist hiermit der Stolz der Geusen gemeint, Ehrentitel der Aufständischen im Niederländischen Befreiungskrieg.
- 3 Frank-Rutger Hausmann: »*Vom Strudel der Ereignisse verschlungen*«. *Deutsche Romanistik im »Dritten Reich*«, Frankfurt/Main 2000, bes. S. 296–322; Hans Ulrich Gumbrecht: *Vom Leben und Sterben der großen Romanisten*, München 2002, bes. 72–151. Man ver-

gleiche hierzu auch die sich an Gumbrechts Buch anschließende Kontroverse, in: *Romanische Forschungen*, 118(2006)3; Bernhard Hurch: //Die Suche nach dem Still als Text]. *Diskursanalytisches zu Gumbrechts Spitzer-Buch*; Hans Ulrich Gumbrecht: *Inkommensurabel. Ein Brief an Bernhard Hurch*.

## Werner Hecht: Brechts Leben in schwierigen Zeiten

Geschichten  
Suhrkamp Verlag,  
Frankfurt/Main 2007, 307 S.

»Wie so häufig in literaturwissenschaftlichen Abhandlungen, findet man auch wenige Arbeiten über »Leben des Galilei«, die von der Analyse des Details ausgehen. In der Regel kommen die Verfasser zu allgemeinen Interpretationen, die sie aber nur selten belegen.« – Mit dieser Feststellung, die er kaum auf die *Galilei*-Literatur beschränkt haben wird, bezeichnete Werner Hecht 1981 Schwächen der Brecht-Forschung: Übergewicht an Theorie und Interpretation, Mangel an induktiver Methode und zu geringe Materialfundierung. Seit über 50 Jahren zu Brecht veröffentlichend, hat Werner Hecht an der Überwindung dieses Zustandes gearbeitet und die Resultate seiner Mühen 1997 und 2007 in der *Brecht Chronik* und in den *Ergänzungen* vorgelegt. Ob der beklagte Zustand überwunden ist? Jetzt jedenfalls kann er überwunden werden.

Im Vorwort zu *Brechts Leben in schwierigen Zeiten*, einem Band von 20 Geschich-

ten, geht Werner Hecht weit über sein Urteil von 1981 hinaus. Jetzt moniert er die Gesamtarbeit östlicher und westlicher Interpreten, Ideologen, Politiker, die ein »SED-rot geschminktles« bzw. »grell dunkelrot übertünchtles Bild« Brechts hinterlassen habe. Das unter der Schminke freizulegende Bild wird folglich unrot sein.

Wider Erwarten eröffnet Werner Hecht keine Auseinandersetzung mit den Protagonisten dieser Situation, ja ihre Namen werden nicht einmal genannt, so daß weder eine Streitschrift noch ein durchaus erwünschter Forschungsbericht (»Wege der Forschung«) zustande kommt. Auch Forschungsliteratur wird bis auf drei Titel nicht herangezogen.

Hecht schreibt Geschichten, aber er erzählt nicht: Figuren sind Namen ohne Einführung und Charakteristik, die Hauptfiguren ohne Selbstreflexion; er schreibt loyale Brecht-Biographik, ohne Historiker sein zu wollen: Die Epoche verschwindet hinter dem Aperçu von den Mühen der Gebirge und Ebenen. Für seinen Weg von der Recherche zum Arrangement, vom Material zum Text sind journalistische Qualitäten von Bedeutung: solide Archivarbeit, Triftigkeit der Themen, die Verdeutlichung von Beziehungen, die Eleganz der Übergänge, Pointierungen, Humor. Hinsichtlich des positivistischen Kenntnisstandes dürfte Werner Hecht uneinholbar sein. Dementsprechend ist der Aufwand bei den philologischen Hilfsmitteln: Jedes Brecht-Wort (viele Zitate aus dem lyrischen Werk) wird nachgewiesen, ebenso jeder Brief, Gesprächsaufzeichnungen, Tagebuchnotizen, Archivalien, Presstexte; hinzu kommt ein opulenter Apparat, bestehend aus Hinweisen zu den Geschichten, Quellen- und Abkürzungsnachweisen (häufig müssen die *Ergänzungen* bemüht werden, um von Zwischennachweisen zur eigentlichen Quelle zu kommen), Registern